

Witwe. Einmal große Liebe, dem ganzen
is so glücklich war, starb völlig unerwartet
Sohnes. Nach dem schrecklichen Schick
ve die Stadt der Liebe hinter sich, um in
anzufangen. Fünf Jahre sind seitdem v
immer noch. Als aber der kleine Nicol
ren mit dem Wunsch nach einem Vater
Dinge in Bewegung. Denn plötzlich sti
Freundinnen – die freche Sally, Kaja mi
Megan, Hippie-Frau und Mutter von Zw
einen, es sei allmählich Zeit für einen
andidaten gibt es schließlich genug ...
cht bereit für eine neue Liebe – oder vie

Weiter Informationen zur Muriel Zaghar
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Der Wunschzettel zauber

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Eva Kornbichler



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für diese
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2014

Copyright © der Originalausgabe

2012 by Muriel Zagha

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 20

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, Münch

Unter Verwendung der Umschlaggestaltung

der Agentur BUXDESIGN, München

Umschlagmotiv: Natascha Römer / Die Kleinert (Sc

Mauritius Images (Herz); Plainpicture (Teddy)

Shutterstock (Krawatte, Schuhe)

Redaktion: Martina Klüver

LT · Herstellung: Str.

»Mein Leben ist vorbei. Mich erwartet nun nichts mehr.«

Die gerade verwitwete Scarlett O'Hara in
Vom Winde verweht

»Einfach schwimmen. Schwimmen. Schwimmen.
Immer weiterschwimmen. Was tun wir? Wir
schwimmen weiter und weiter ...«

Dory in *Findet Nemo*

Inhalt

- 1 Katzen brauchen furchtbar viel Musik 9
- 2 Wozu zusätzliche Pfunde gut sind 15
- 3 Rosemary Street 23
- 4 Die Prinzessin aus dem Morgenland 33
- 5 Der Blitzschlag 48
- 6 Nicolas äußert einen Wunsch 61
- 7 In einer Rakete in den Himmel 72
- 8 Chloe macht eine Liste 76
- 9 Es geschah in Paris 80
- 10 Spielplatz-Society 85
- 11 Das Saumur-Champigny-Malheur 91
- 12 Ruhe bewahren und Teewasser aufstellen 99
- 13 Alles eine Frage der Fantasie 108
- 14 Der Fröhliche Mister Pudding 117
- 15 Der unglaublich nette Kerl,
dessen Name ich nie erfahren werde 133
- 16 Sturm im Einkaufswagen 142
- 17 Hals über Kopf verliebt in London 151
- 18 Augenweide 160
- 19 Hunny Bunny 167
- 20 Blind Date 173
- 21 Darmbakterien 184
- 22 Kein Rohdiamant 191
- 23 Wieder unter Singles 199

- 24 Trüffel schnüffeln 207
- 25 Savoir-Flair 216
- 26 Heiratsgedanken 224
- 27 Chloes Frankreich-Plan 234
- 28 Sand im Getriebe 240
- 29 Der tanzende Löwe 245
- 30 Auftritt Karen 252
- 31 Das Sofa der Verzweiflung 263
- 32 Der Wolf im Schafspelz 272
- 33 Das Neueste aus der Nachbarschaft 278
- 34 Ein Franzose zum Frühstück 285
- 35 Auf der Westminster Bridge 295
- 36 Im Zeichen des Einhorns 304
- 37 Schlummertrunk 312
- 38 Die Dinge geraderücken 323
- 39 Ein Wochenende in Paris 332
- 40 Erotisches Fragezeichen 338
- 41 Unterschwelliges 346
- 42 Ein Unglück kommt selten allein 356
- 43 Die Begegnung mit Karl 365
- 44 Der Blick 377
- 45 Über seinen Schatten springen 381
- 46 Pyjama-Party 386
- 47 Frühaufsteher 399
- 48 Ein Heiratsantrag 407
- 49 Liebespaar, küsst euch mal! 414
- 50 Familienstammbaum 426
- 51 Nicht ohne Dich 433

EPILOG Mehr als ein Jahr später 439

Katzen brauchen furchtbar viel Musik

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«, fragte Chloe und gab sich Mühe, eine ernste Miene zu wahren, während sie Nicolas in die Augen blickte. Mit seinen vier Jahren war ihr Sohn bereits ein routinierter Kinogänger, was seinen französischen Vater entzückt hätte. Nicolas' haselnussbraune Augen und sein Näschen waren alles, was Chloe von ihm zwischen seiner Strickmütze und der Tischkante ihres höchst offiziellen Kinokassenschalters erspähen konnte – sie hatten dafür einen spindelbeinigen Schreibtisch aus dem Wohnzimmer in die Diele geholt. Nicolas, der pedantisch auf Einhaltung der Details bedacht war, wenn sie ihre »So-tun-als-ob«-Spiele spielten, hatte darauf bestanden, Anorak und Mütze zu tragen, so als hätte er wirklich von der Straße aus ein Kino betreten.

Nun stand er in der gefliesten Diele, während seine Mutter in Pyjama und Morgenmantel, die rote Mähne mit einer Haarspange zusammengesteckt, hinter dem Tisch saß und »Kartenverkäuferin« spielte.

Chloe liebte es, sich mit Nicolas zu verkleiden, vor allem, wenn sie draußen im Garten als Piraten auf Schatzsuche gingen. Man hatte sie schon mit Mickymaus-Ohren zum Supermarkt und sogar zur Arbeit gehen sehen – alles ihrem Sohn zuliebe. In solchen Augenblicken war sie froh, dass sie früher in der Modebranche gearbeitet hatte, wo Kleidungsstücke, die objektiv betrachtet lächerlich waren, als »extrem hipp« gegolten hatten. Solch ein Wissen erwies sich als Mutter eines fantasievollen Knirpses als überaus nützlich.

An diesem faulen, regnerischen Sonntagmorgen aber war ihr gestattet worden, mit eigenen Kleidungsstücken zu improvisieren, da Nicolas einsah, dass die Kinorequisiten für ihre Rolle wichtiger waren als ein Kostüm. Auf dem Tisch stand eine Spielzeug-Regis-

trierkasse, gefüllt mit Plastikmünzen. Daneben lagen eine kleine Taschenlampe und ein langer, bunt gefärbter Papierstreifen, die »Kinokarten«, die Mutter und Sohn zuvor gebastelt hatten.

Chloe schenkte ihrem unentschlossenen Kinogast ein mitfühlendes Lächeln. »Können Sie sich nicht entscheiden?«, fragte sie und deutete dabei auf einen unsichtbaren blauen Bildschirm hinter sich, auf dem das Fantasie-Kinoprogramm gezeigt wurde. »Wir hätten da *Triff die Robinsons* – der Film handelt von einem Waisenjungen, der einen Gedankenscanner erfindet und in die Zukunft reist. Ich glaube, der würde Ihnen gefallen, Sir. Die Vorstellung fängt in fünf Minuten an, das heißt, zuerst kommen natürlich die Vorankündigungen, Sie haben also noch Zeit, nur keine Eile. Dann läuft da *Toy Story 3*, das ist immer ein Kassenschlager.« Sie hob einen Arm gen Himmel und deklamierte dramatisch: »Bis in alle Ewigkeit und darüber hinaaus!«

Nicolas grinste unter seiner Verkleidung. Chloe erkannte es daran, dass seine Augen sich zu bananenartig gekrümmten Schlitzzen zusammenzogen.

»Aaah, *Buzz Lightyear* ... Welch ein Held!« Chloe tat, als fächelte sie sich Luft zu, und fuhr dann ruhiger fort: »Und der beginnt ... jawoll, auch in fünf Minuten. Oder, falls Ihnen nach etwas Anspruchsvollerem zumute ist, nach etwas, das sozusagen in adeligen Kreisen spielt, dann hätten wir die *Aristocats* – in unserer Reihe der Klassiker.« Sie machte viel Aufhebens davon, auf ihre Armbanduhr zu blicken. »Nun, erstaunlicherweise fängt der auch in fünf Minuten an. Tja, Sir, jetzt wäre es an der Zeit, sich zu entscheiden.«

»Einmal die *Aristocats*, bitte«, erklärte Nicolas und schob eine Spielzeug-Kreditkarte über den Tisch.

»Vielen Dank, Sir! Eine ausgezeichnete Wahl. *Katzen brauchen fuuurchtbar viel Musik* ...«, sang Chloe und führte die Kreditkarte mit einem lauten *Ping* durch den Schlitz der Registrierkasse. Sie schob sich eine ungebärdige rote Haarsträhne hinter das Ohr und warf Nicolas ein um Geduld bittendes Lächeln zu. Dann summte sie einen Moment lang vor sich hin und riss schließlich mit einem lau-

ten Zungenschnalzen zuerst eine blaue Eintrittskarte mit aufgeklebtem Dinosaurierbild für ihren jungen Kinogast ab und dann eine rosafarbene mit einem Goldfisch für sich selbst.

»Das sind die Geräusche des Kartenapparats«, murmelte sie mit unterdrückter Stimme durch den Mundwinkel. »Falls du dich darüber wunderst.«

»Okay«, erwiderte Nicolas flüsternd und nahm seine Karte entgegen. »Vielen Dank.«

»Na, dann mal los«, meinte Chloe resolut, ergriff die Taschenlampe und erhob sich. »Hätten Sie gern eine Tüte Popcorn, Sir? Oder vielleicht ein Schokoeis am Stiel?«

Es folgte ein kleines, nachdenkliches Schweigen, dann kam ein schelmisches: »Könnte ich nicht beides kriegen?«

»Tja«, erwiderte Chloe im Tonfall einer echten Kinokarten-Verkäuferin, »warum eigentlich nicht? Solange Sie es sich leisten können ...«

Nicolas öffnete seine Hand und zeigte ihr drei gelbe Plastikmünzen.

Chloe nickte knapp. »Ja, damit sind wir im Geschäft. Hier entlang, bitte.«

Nicolas legte Anorak und Mütze ab, ließ sie auf dem Tisch zurück und tappte, nur noch in einem Pyjama mit Raumschiffmuster und in Hausschuhen, hinter seiner Mutter her in die Küche.

Chloe nahm den Karton mit Popcorn aus der Mikrowelle, holte zwei Portionen Schokoladeneis am Stiel aus dem Tiefkühlfach und reichte Nicolas eines. Dafür nahm sie zwei gelbe Plastikmünzen entgegen, die sie sorgsam in der Tasche ihres Morgenmantels verstaute. Während sie ihren Sohn betrachtete, wie er den aufsteigenden süßen Popcorn-Dampf einatmete, die Augen in genüsslicher Erwartung geschlossen, empfand Chloe eine Woge mütterlichen Stolzes, wie gewöhnlich gemischt mit ungläubigem Staunen darüber, dass es ihr tatsächlich irgendwie gelungen war, dieses wunderbare kleine Wesen hervorzubringen.

Noch unglaublicher erschien ihr dieser Gedanke in Anbetracht

dessen, dass Nicolas ihr nicht im Geringsten ähnlich sah – abgesehen von den Grübchen an Wangen und Kinn, die er als einziges äußerliches Merkmal von ihr mitbekommen hatte. Ansonsten war er das getreue Abbild seines Vaters, oder vielmehr versprach er, es zu werden. Es war an ihm bereits alles von Antoines Gesicht vorhanden, nur in einer weicheren, rundlicheren, kindlichen Form. Die goldenen Bögen seiner Augenbrauen zum Beispiel würden mit der Zeit nachdunkeln, bis sie Rabenflügeln glichen wie denen seines Vaters. Das durchscheinende Rehbraun seiner Augen würde sich vertiefen und sein kleiner Rosenknospenmund einmal ebenso voll und kräftig werden wie Antoines Mund und ebenso umgeben von Lachfalten. Sein Näschen würde sich strecken und auswachsen, bis es seine selbstbewusste erwachsene und elegante Ausprägung erreicht hatte. Es war, als beobachtete man eine Fotografie dabei, wie sie sich in Zeitlupe entwickelte, wie die Einzelheiten der Gestalt mit der Zeit immer deutlicher hervortraten.

Doch zugleich war Nicolas bereits von Geburt an eine eigene kleine Persönlichkeit gewesen. Er hatte seine Gene zur Hälfte von Antoine und zur Hälfte von Chloe, aber in der Gesamtsumme war er ein heranwachsendes, sich veränderndes, geheimnisvolles und ganz eigenes Wesen, das sich im zarten Alter von gut vier Jahren immer noch gern von seiner Mutter in den Arm nehmen und drücken und küssen ließ. »Genieße es, solange du kannst«, legte ihr ihre Mutter immer wieder ans Herz, »damit wird Schluss sein, ehe du dich verziehst.« Und da nichts ihr so viel bedeutete wie die Zuneigung ihres Sohnes, ließ sie wirklich keine Gelegenheit zum Knuddeln ungenutzt verstreichen. Man wusste schließlich nie, wie viel Zeit einem mit den Menschen, die man liebte, noch blieb. Man konnte es nie wissen.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, schlang Nicolas die Arme um ihre Beine und drückte sie. Dann blickte er zu ihr auf und wartete auf sein Stichwort. Chloe nickte verschwörerisch und forderte ihn, jetzt ganz Platzanweiserin, mit piepsiger Stimme auf: »Folgen Sie mir bitte.« Nachdem sie Nicolas' Eintrittskarte ein Stück weit eingerissen hatte, öffnete sie die Tür zum Wohnzimmer. Drinnen waren

die schweren Vorhänge geschlossen, und es war dunkel wie in einem Kinosaal. Chloe ging mit eingeschalteter Taschenlampe voraus, und Nicolas folgte ihr dicht auf und hielt sich an ihrem Morgenmantel fest. Sie ließ den Lichtkegel zum Sofa hinüber tanzen. »Dort ist Ihr Platz, Sir.« Der kleine Junge kroch hinauf, nahm mit baumelnden Beinen Platz und begann, Popcorn zu knabbern, während Chloe eine DVD in das Gerät schob.

Bald war der Raum erfüllt vom Titelsong der *Aristocats*, der von Maurice Chevalier mit schmachtender Stimme und mit einem so übertriebenen französischen Akzent gesungen wurde, dass selbst die absolut frankophile Chloe ihn lächerlich fand. Nicolas aber, der schließlich halb Franzose war, liebte es. Er sang mit und betonte dabei die »*Miaus*« und das »*naturellement*« mit heller, klarer Stimme, so dass Chloe lächeln musste. Da saß sie nun, Mutter eines kleinen, Französisch singenden Jungen. Es war wie ein Wunder.

Sie beugte sich zu Nicolas hinunter und fragte ihn in ihrem fließenden Französisch, ob der Platz neben ihm noch frei sei.

»*Oui!*«, antwortete er lachend.

Sie nahm Platz und begann, die Verpackung ihres Schokoladeneises so vorsichtig und leise zu öffnen, wie sie es in einem wirklichen Kino getan hätte, um die anderen Zuschauer nicht zu stören.

Eine Weile beobachteten sie beide schweigend, wie die elegante Madame Bonfamille in ihrem von Pferden gezogenen Wagen durch die Prachtstraßen des geheimnisvollen alten Paris fuhr. Auf ihrem Schoß saß Duchess, die Katze, während die drei Kätzchen *Marie*, *Berlioz* und *Toulouse* überall im Wagen umhersausten – übermütig ... und vaterlos. Instinktiv griff Chloe nach Nicolas' Hand.

»Aber wo ist denn Mister O'Malley?«, fragte Nicolas plötzlich und meinte damit den charismatischen, jazzfanatischen Kater, der letztendlich der Stiefvater der Kätzchen und Duchess' Lebensgefährte werden sollte.

»Duchess begegnet ihm erst später, weißt du nicht mehr?«, flüsterte Chloe ihm zu. »Als sie mit ihren Kätzchen draußen auf dem Lande herumirrt.«

Nicolas nickte. Im nächsten Augenblick vernahm Chloe ein leises »Mummy?«

»*Oui, mon chéri?*«

»Ich finde, das hier ist das beste Kino auf der ganzen Welt.«

»Das finde ich auch, mein Schatz«, erwiderte Chloe, lehnte sich in die Sofakissen zurück und schlang die Arme um Nicolas, so dass er sich an ihre Schulter schmiegen konnte. Sie drückte ihm einen Kuss auf den Kopf. Sein Haar war flaumig weich und roch wie warmes, sauberes Kätzchenfell. Mit einer kurzen Schleuderbewegung befreite Chloe ihre Füße von den Sandalen und zog sie unter sich. Und derart gemütlich aneinandergekuschelt widmeten sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Film.

Wozu zusätzliche Pfunde gut sind

Da Chloes Fahrrad noch immer in der Reparaturwerkstatt war, wurden sie am nächsten Morgen von ihrer Freundin Sally mit dem Auto abgeholt. Zuverlässig und pünktlich hielt der Wagen vor Chloes viktorianischer Haushälfte, um die Kinder in den Kindergarten zu bringen. Nicolas kletterte auf den Rücksitz zwischen Sallys Sprösslinge – das friedliche, blauäugige, vier Monate alte Baby Max und die pfiffige, neunmalklugе Schönheit Tallulah mit dem rabenschwarzen Haar. Im Wagen roch es nach Milchfläschchen, geprügelten Barbiepuppen, zerbröseltem Puffreis und nach Sallys schwerem, blumigem Lieblingsparfum, untermalt von den erzieherisch wertvollen Klängen von *Klassik für Kinder*, die aus dem CD-Spieler drangen. Chloe atmete diesen tröstlichen Duftcocktail genussvoll ein. Es war wunderbar, Sally während ihres Mutterschaftsurlaubs so häufig um sich zu haben.

»Schönes Wochenende gehabt?«, fragte Chloe ironisch und warf ihrer Freundin einen Seitenblick zu, während sie den Sicherheitsgurt anlegte.

»Frag bloß nicht«, wehrte Sally ab und schob sich das dunkle Haar aus dem Gesicht. An ihrem linken Handgelenk klirrte leise ein Talisman-Armband. Sally verließ das Haus nie ohne ihre bewährten Glücksbringer: ein zierlich gearbeitetes silbernes Kleeblatt, ein dünnes Kettchen aus Bernsteinperlen und ein winziger *Böser Blick* aus kleinen blauen Diamanten. Aberglaube war Sallys Schwäche und zugleich die einzige sarkasmusfreie Zone in ihrem Leben.

Als sie durch die ruhigen Straßen ihres charmant nachlässig gepflegten Wohnviertels im südlichen Teil von London fuhren, hing ein bleiern grauer Novemberhimmel über ihnen, der nicht den geringsten Sonnenstrahl versprach. Dennoch trug Sally ihre größte

und dunkelste Sonnenbrille von Prada; außerdem gab sie Geräusche von sich, als kaute sie auf Murmeln. Chloe lächelte: Das Minzbonbon war ein sicheres Anzeichen dafür, dass Sally einen ihrer legendären Kater hatte, die, wie sie behauptete, die schlimmsten Kater der gesamten Menschheit waren.

»Ich weiß«, begann Sally, sobald sie ihr Bonbon zermalmt hatte, »dass es verrückt ist, wenn wir am Abend vor einem normalen Wochentag Alkohol trinken. Dabei vertrage ich im Augenblick ohnehin so gut wie nichts mehr: Nach zwei Gläsern Wein liege ich schon unter dem Tisch. Andererseits, selbst wenn ich keinen Tropfen Alkohol intus habe, komme ich mit diesen Frühstarts nicht klar. Die sind einfach *unmenschlich*. Stell dir nur mal vor: Tallulah hat mich um halb sechs Uhr aufgeweckt, weil sie wollte, dass ich ihr ein Märchenkleid nähe. Mit Schleppe! Und das alles aus ein paar lächerlichen Fetzen Baumwolle.« Sally zog ihre dünnen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammen. »Was für Ansprüche! Und das zur günstigsten Tageszeit! Und wenn dir außerdem fast der Kopf zerspringt!«

»Das ist noch gar nichts«, entgegnete Chloe und öffnete ihren taubengrauen Mantel. Darunter trug sie enge Jeans und ein blauweiß gestreiftes bretonisches Fischerhemd. Das war ihre »Arbeitsuniform« hinter dem Ladentisch des *Bon Vivant*, des französischen Delikatessenladens, in dem sie arbeitete. »Nicolas hielt mir neulich ein paar zerschnittene Bananenschalen und ein zerquetschtes Papprohr hin und wollte, dass ich ihm daraus einen Roboter baue. Ach ja, und gestern, beim Skypen mit Antoinettes Eltern, bat Nicolas seinen Großvater, für unser Haus dreißig Lifte zu bauen, die alle in verschiedene Richtungen laufen, und einer sollte natürlich durchs Dach gehen. Na ja, *grand-père* mag handwerklich begabt sein, aber da musste auch er passen.«

Sally nickte weise, während sie darauf wartete, dass die Ampel auf Grün schaltete. »Ihr habt wohl *Charlie und die Schokoladenfabrik* gelesen?«

»Richtig.«

»Na also, da hast du's. Aufzüge aus Glas. Damit setzt du dem ar-

men Kind nur Flausen in den Kopf. Apropos«, fuhr Sally fort und warf über den Rückspiegel einen raschen Blick auf Nicolas, »was trägt mein modebewusstes Patenkind eigentlich heute?«

»Tja.« Chloe wandte sich nach hinten um. Nicolas, der allmählich lernte, sich selbst anzuziehen, hatte darauf bestanden, seine blaue Daunenweste verkehrt herum anzuziehen – mit dem Saum nach oben –, so dass sein Kopf fast vollständig darin verschwand. »Es ist dir also aufgefallen.«

»Natürlich ist es mir aufgefallen«, entrüstete sich Sally. Sie starrte Nicolas im Spiegel eine Minute lang ausdruckslos an, dann meinte sie: »Mir gefällt's. Sehr Yohji-Yamamoto-mäßig.«

»Mummy musste den Reißverschluss nach unten zuziehen, nicht nach oben«, erklärte Nicolas, sichtlich begeistert von dieser lustigen Tragevariante.

»Meine Jacke ist richtig rum, nach oben zugemacht, oder, Mummy? Und alles ist passend dazu: meine Stiefel, meine Tasche, meine Mütze und meine Handschuhe«, verkündete Tallulah mit der überlegenen Nonchalance einer modebewussten, perfekt gekleideten Lady.

»Von Kopf bis Fuß rosa«, stöhnte Sally mit grimmigem Kopfschütteln. »Die reinste Folter. Muss wohl eine Art Strafe des Schicksals sein, das mich für all die schwarze Lederkluft büßen lässt, die ich früher immer getragen habe.«

»Ach was!«, rief Chloe in der gespielt affektierten Art, in der sie sich zehn Jahre zuvor oft angesprochen hatten, als sie beide noch frei und ungebunden waren und für denselben gewagten Modedesigner gearbeitet hatten. Sie und die eins achtzig große, burschikose Sally waren damals ein verschworenes Team und zu jeder Schandtats bereit gewesen. Wenn sie abends ausgingen, um »einen draufzumachen«, endete das meist damit, dass sie am nächsten Morgen mit Panda-mäßig verschmiertem Make-up aufwachten und nach Wodka Tonic stanken. Es kam Chloe inzwischen wie ein völlig anderes Leben vor, wie das Leben einer anderen Frau. »Du hast immer fantastisch ausgesehen«, schloss sie.

Sally schnaubte mit flatternden Nasenflügeln und unterstrich damit eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Vollblutpferd.

»Ähem. *Hast ausgesehen, nicht siehst aus.* Glaube ja nicht, dass mir das entgangen ist. Meine Tage als tonangebende Superbraut sind vorbei, was?«

»Na ja, meine auch, wenn wir schon bei dem Thema sind«, versetzte Chloe und warf einen Blick auf ihre Beine. Einstmals war auch sie als Sallys elfenhafte Freundin im Wunderland der Mode eine Art ätherisches Wesen gewesen, dessen Oberschenkel sich an der Innenseite nie berührten. Heute hatten sie, wie die Leute in der U-Bahn zu Stoßzeiten, keine Wahl, als sich möglichst unauffällig aneinanderzupressen.

»Unsinn«, widersprach Sally kopfschüttelnd. »Du bist noch immer zierlich wie ein Fohlen.«

»Ich? Zierlich wie ein Fohlen? Äh ... ich glaube, du sprichst von einer anderen«, erwiderte Chloe. Vorbei waren auch die Tage, als sie einfach ein T-Shirt überziehen und sorglos ohne BH in die Welt hinausgehen konnte. Irgendwann während der letzten Jahre hatte sich ihr Busen in einem Maße entwickelt, dass er zwar noch immer von relativ bescheidener Größe war, aber dennoch tagaus, tagein einer Rüstung bedurfte. »Nein, ich bin inzwischen eigentlich mehr wie ...«

»Eine Mutterstute?«, schlug Sally vor. »Eine Mutterstute mit rotem Haar?«

»Ja«, lächelte Chloe und fuhr sich mit den Fingern durch ihre tizianrote Haarmähne. »Aber das ist gar nicht so schlimm. Eigentlich gefällt mir das, du blöde Kuh.«

»Ach herrje, *muuh*. Hey, sieh mich an. Ich steh gleich auf der Weide nebenan.«

Ja, ihr Äußeres hatte sich ein wenig verändert, dachte Chloe. Das ließ sich nicht bestreiten. Machte es ihr wirklich etwas aus? Oder Sally? Nein, nicht einen Bruchteil von dem, was sie sich in ihren Zwanzigern mit Grauen ausgemalt hatten.

Seit diesen sorglosen Tagen hatte sich so vieles geändert. Chloe

hatte drei Jahre in Paris gelebt und für das *Enfant terrible* der Modbranche, Kit Maddox, gearbeitet. Es war eine wilde Zeit gewesen, in der sie sich in das Pariser Leben gestürzt und Sally dabei aus den Augen verloren hatte.

Inzwischen hatte die schöne und vor Lebensfreude überschäumende Sally das Herz von Philip erobert, dem wohl ernsthaftesten und am wenigsten modebewussten Mann in ganz London – wenn nicht auf der ganzen Welt. Der auf dezente Weise gutaussehende, hochsensible Philip war ihr so nachhaltig unter die Haut gegangen, dass sie die Waffen streckte. Sie hatten geheiratet und schienen sehr glücklich miteinander zu sein.

Paris hatte Chloes Leben völlig auf den Kopf gestellt. Ein wahnsinnig gutaussehender Franzose hatte ihr den Hof gemacht, hatte sie angebetet und auf Händen getragen und ihr Herz buchstäblich im Sturm erobert. Antoine und sie hatten nach kürzester Zeit geheiratet, und die Erinnerung daran, wie sie vor dem Standesamt des Siebten Arrondissements in sein Gesicht geblickt und seine Hand gehalten hatte, war unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingegraben. Es war eine romantische Traumhochzeit. Chloes Eltern und ihr Bruder James waren von London herübergekommen und Antoinettes Eltern aus dem Burgund heraufgefahren. Sie alle wirkten ein wenig wie vor den Kopf gestoßen, weil alles so schnell gegangen war, aber sie freuten sich dennoch für ihre Kinder, die vor Glück strahlten. Auch ein paar Pariser Freunde hatten an der Feier teilgenommen, ebenso die zauberhafte Rosine, Antoinettes Patentante, die auf Montmartre lebte.

Nur eine Person fehlte: Guillaume, Antoinettes Freund aus Kindheitstagen, der in Neuseeland lebte und nicht mehr rechtzeitig einen Flug nach Paris bekommen hatte. Antoine war deswegen erst ziemlich geknickt gewesen, doch als er Chloe bei der Trauung in einem schlichten, kurzen weißen Kleid mit einem Sträußchen weißer Rosen auf sich zukommen sah, hatte er keinen Gedanken mehr daran verschwendet. Und bald nach ihren Flitterwochen auf Guadalupe war Chloe auch schon mit Nicolas schwanger geworden – eine weitere sonnige, glückliche Erinnerung.

Chloe hob den Blick vom Armaturenbrett in Sallys Wagen und unterbrach bewusst ihren Gedankenfluss. Sie hatte sich das als Ausweg aus der tiefen Trauer um Antoine angewöhnt.

»Wir sind jetzt reife Frauen«, sagte sie zu Sally. »Keine gertenschlanken jungen Hüpfen mehr, die nur von Zigaretten und Luft und Liebe leben.«

»Ach«, machte Sally und setzte ein ironisches »natüüürlich« hinzu.

»Nein, wirklich. Sieh uns doch an: zwei Göttinnen der Fruchtbarkeit«, fuhr Chloe neckend fort und bemerkte, wie ihre Freundin hinter ihrer Prada-Sonnenbrille zusammenzuckte. Diese Beschreibung rief Schreckensbilder in Sally wach – und zwar an jene furchterregende, selbstgerechte Sorte von Müttern, die sie immer als »die Birkenstock-Trampeltier-Brigade« bezeichnete. »Sei doch froh um ein paar zusätzliche Pfunde, Sal«, meinte Chloe. »Wie könntest du sonst den Kinderwagen schieben?«

Sally seufzte tragisch. Dann, als wollte sie sagen: »Lass uns nicht mehr von zusätzlichen Pfunden sprechen«, drehte sie die Musik lauter. Als sie in den Wagen gestiegen waren, lief eine Melodie aus *Peter und der Wolf*, gefolgt von einem wilden Ausbruch von Vivaldis *Vier Jahreszeiten*. Philip hatte diese CD für seine Kinder zusammengestellt, da er als Musikprofi fest entschlossen war, ihre jungen Seelen so früh wie möglich mit sorgfältig ausgewählter Musik zu beeindrucken.

Als nun Erik Saties Geklimper aus dem Lautsprecher drang, verkündete Tallulah, dass sie sich bei diesem Lied »ein bisschen wie auf Fußspitzen tanzend« fühle. Immer wieder regte ihr Vater sie nämlich dazu an, ihre Gefühle zur Musik in Worte zu fassen.

»Das hast du toll gesagt, Miss T.«, lobte Sally. »Daddy wird sich freuen. Ich weiß natürlich, dass es blöd ist, mich an einem Sonntagabend zu betrinken«, wandte sie sich wieder Chloe zu. »Aber ich kriege Philip sonst ja kaum zu sehen.« Philip träumte davon, sich als Komponist einen Namen zu machen, doch bis dahin verdiente er seine Brötchen als selbständiger Kritiker bei klassischen Konzer-

ten und experimentellen Jazz-Sessions. Das bedeutete, dass er an drei bis vier Abenden in der Woche unterwegs war, manchmal sogar noch öfter. »Tja, und erst wenn die Kleinen am Wochenende dann endlich im Bett sind, haben wir mal Zeit für uns.«

Auf dem Rücksitz schwatzten Nicolas und Tallulah über das bevorstehende Krippenspiel, dessen Handlung von Bethlehem an einen Schauplatz in die Innenstadt des heutigen Londons verlegt worden war, um das Ganze zeitgemäßer zu machen. Tallulah hatte gehofft, für die Aufführung die Starrolle der Mutter Jesu zu bekommen, aber stattdessen durfte sie eine berufstätige Single-Mom mit drei extrem widerspenstigen Kindern namens Maria, Joseph und Gabriel geben. Nicolas sollte einen Bereitschaftspolizisten spielen. Der eher konservative Philip war nicht besonders begeistert von der modernen Inszenierung, aber Sally und Chloe waren neugierig, was dabei herauskommen würde.

Sally verlangsamte den Wagen und fuhr dann in eine Parklücke gegenüber dem Kindergarten. »Die Sache ist die«, meinte sie abschließend. »Philip verbringt so viel Zeit damit, an seiner Symphonie zu arbeiten oder sich in komplizierte Jazz-Improvisationen reinzuhören, dass er zwischendrin manchmal einfach auf andere Gedanken kommen muss. Und wenn er sich dazu mit mir zusammen einen ansäuseln muss und dann länger aufbleibt, dann soll es eben so sein.«

Chloe lächelte. »Wenn es euch nur hilft«, meinte sie nüchtern und sprach aus eigener Erfahrung.

»Genau«, versetzte Sally, fegte ihre Sonnenbrille zur Seite und blickte ihre Freundin aus strahlend blaugrünen Augen an. »Es muss Momente geben, in denen man einfach mal fünf Minuten gerade sein lässt.«

»Tja, glaube ich auch«, erwiderte Chloe und überlegte bei sich, wann das bei ihr zum letzten Mal der Fall gewesen war. Zwischen Arbeit und Kinderbetreuung blieb nicht viel Zeit übrig. Aber das machte ihr eigentlich nichts aus, es gefiel ihr, wenn ihr Leben sie ständig in Atem hielt. Sie hatte ihre Familie, sie hatte Freunde – das Leben war ganz in Ordnung so. Nein, das Leben war mehr als

in Ordnung, verbesserte sie sich selbst. Es war gut. Sehr gut. Sie kämpfte sich aus dem tiefen, schwarzen Loch, in dem sie sich vor vier Jahren wie für immer gefangen gefühlt hatte, allmählich wieder ans Tageslicht.

Erik Satie hatte seine Klimpererei beendet. Jetzt wallten gefühlvolle Brahms-Klänge aus den Boxen.

»Mummy!«, trötete Tallulah von hinten, »die Musik gefällt mir, aber sie ist sehr, sehr traurig, nicht?«

»Na ja, ... ja, sie ist melancholisch«, gab Sally zu.

»Ich finde, sie klingt wirklich, *wirklich* traurig«, beharrte Tallulah. Dem Rat ihres Vaters folgend, schloss sie die Augen, stellte sich die Musik wie ein Bild vor und sprach aus, was ihr als Erstes in den Kopf kam: »So wie ... als wenn jemand gestorben ist!«, erklärte sie heiter und öffnete die Augen wieder. »Ja! Als wenn deine Mummy gestorben ist und dein Daddy gestorben ist und du ganz allein auf der Welt bist.«

Sally zog scharf die Luft ein und wollte etwas erwidern, aber dann besann sie sich, schloss den Mund wieder, schaltete den Motor aus und beugte sich hinunter zu ihrer Tasche, die in Chloes Fußraum lag.

Chloe wandte sich ruhig über die Schulter nach hinten um. Sie begegnete Nicolas' Blick, der sie strahlend anlächelte. Sie erwiderte das Lächeln. Gott sei Dank, es ging ihm gut, er war nicht von Kummer überwältigt. Die Bemerkung über den gestorbenen Vater hatte nichts in ihm ausgelöst. Sie seufzte vor Erleichterung auf und vernahm von Sally eine Art Echo ihres Seufzers, während sie die Tür öffnete.

Rosemary Street

Chloe liebte alles Französische und umgab sich in einer Art fanatischer Parteinahme systematisch mit französischen Dingen. Sie benützte ein in England wenig bekanntes, wunderbar duftendes französisches Parfüm mit dem Namen *Angéliques sous la Pluie*, und kaum war sie ihr Schwangerschaftsübergewicht losgeworden, da trug sie wieder ihre hübschen, schlichten Kleider von Vanessa Bruno, Sandro und Maje – alles französische Designer, die sie in Paris entdeckt hatte.

Ihr Haus war mit französischen Antiquitäten eingerichtet, mit Schränken, Betten und Stühlen im verspielten Louis-XV-Stil, die sie zum Teil in Trödelmärkten aufgestöbert und dann mit elegant wirkender blassgrauer Farbe neu gestrichen hatte.

Sie besaß sämtliche Schwarz-Weiß-Filme der *Nouvelle Vague* von Jean-Luc Godard und François Truffaut auf DVD. Sie hatte die französischen Illustrierten *Elle*, *Vogue* und *Marie-Claire Maison* abonniert. Was Musik betraf, gefielen ihr bissig-ironische französische Pop-Bands und die erotisch-melancholischen Lieder, die Carla Bruni gesungen hatte, bevor sie Madame Bruni-Sarkozy wurde.

Sie war Mitglied des Französischen Kulturinstituts in Kensington und schleppte hin und wieder Sally mit dem Versprechen auf das eine oder andere Gläschen Bordeaux zu einer der hochintellektuellen Diskussionsveranstaltungen, die dort im Café Philo stattfanden. Das gehörte zu den Dingen, die Antoine gefallen hätten, wenn sie zusammen in London gelebt hätten. Und wenn Chloe dann neben ihrer zunehmend gelangweilten und beschwipsten Freundin saß, schloss sie die Augen und stellte sich vor, sie befände sich am Rive Gauche in Paris.

An fünf Tagen der Woche arbeitete sie in einem französischen Delikatessenladen, der mit gallischen Köstlichkeiten vollgestopft war, und genoss es, dass sie sich mit Lieferanten aus der Normandie, der Champagne oder der Provence fließend in deren Sprache verständigen konnte.

Am meisten liebte sie vermutlich, dass der Name ihres Sohnes so französisch klang: Nicolas. Beide Großelternpaare hatten sich mittlerweile angewöhnt, den Jungen mit der Kurzform Nicky anzusprechen, aber Chloe tat das nie. Und wenn andere Leute ihn zu dem zweisilbigen Nich'las verkürzten, korrigierte sie sie sanft, aber nachdrücklich, bis sie ihn richtig französisch aussprachen: *Ni-co-las*, wie ein Reim auf *chocolat*.

Es war, als wollte sie kein Jota ihres Französischseins aufgeben. Sie hütete es wie etwas Kostbares. Sie definierte damit ihr ganzes Leben in London. Ja, sie definierte damit ihre ganze Person, genau wie mit ihrem angeheirateten französischen Namen: einst war sie Chloe Hill gewesen, nun aber war sie Chloe Regard, französisch und ohne das »d« am Ende ausgesprochen, und sie war die Mutter von Nicolas Regard.

Wenn sie hinter dem Ladentisch des *Bon Vivant* stand und beschäftigt war, eine Lachs-Sauerampfer-Quiche in einen Karton oder ein Glas Enten-Rillette in braunes Papier einzupacken, dann überlegte sie oft, ob es für sie und Nicolas nicht besser gewesen wäre, in Frankreich zu bleiben – in der Wohnung in Paris, die sie so sehr geliebt hatte, mit den hohen Fenstern und Fensterläden, dem gediegenen Parkettboden, den Stuckleisten im Second-Empire-Stil. Aber nein, korrigierte sie sich dann für gewöhnlich und fuhr unwillkürlich zusammen wie unter einem körperlichen Schmerz. Sie hätte nicht weiter dort wohnen und leben können. Nicht um alles in der Welt.

Aber hätte sie sich vielleicht eine andere Wohnung in Paris suchen sollen? *Nein*, wehrte Chloe den Gedanken heftiger ab, als ihr bewusst war. Es hätte für sie nie eine andere Pariser Wohnung geben können. Da gab es nur die eine, die, in der sie so unendlich glücklich

gewesen war, die in ihrer Erinnerung noch immer fortbestand und in die sie auch jetzt noch, wenn sie nachts alleine im Bett lag, in vielen ihrer Träume zurückkehrte.

Wenn ihr Blick im *Bon Vivant* über die sachkundig getroffene Auswahl von Weinen schweifte, musste sie an das kleine Dorf im Burgund denken, in dem Antoines Eltern in einem wunderschönen alten Bauernhaus lebten, inmitten von üppig grünen Weinhängen. Jeannette und André Regard hatten ihr angeboten, sie bei sich aufzunehmen, als sie damals so verzweifelt und hilflos war. Es war eine große Versuchung gewesen, das Angebot anzunehmen, aber dann hatte sie doch mehr Sehnsucht nach ihren eigenen Eltern empfunden. Die Vorstellung, das Baby ohne Antoine in Frankreich zu bekommen, hatte ihr Angst gemacht.

Also hatten Chloes Eltern sie nach dem entsetzlichen Albtraum von Antoines Beerdigung wieder nach England mitgenommen. Chloe hatte sich in den Armen ihrer Mutter verkrochen und nicht aufgehört zu weinen. Die Kostümjacke, die sie trug, war bereits nicht mehr zugegangen, weil ihr Bauch schon deutlich hervortrat. Ihr Vater hatte den Wagen schweigend und mit bleichem Gesicht die gesamte Strecke heimwärts im Zeitlupentempo gefahren, um seine kostbare Fracht behutsam nach Hause zu bringen.

Hätte sie das Angebot von Antoines Eltern damals angenommen, dann würden sie und Nicolas heute sehr wahrscheinlich in ihrem eigenen wunderschönen, alten Landhaus im sonnigen Burgund leben. Nicolas würde als kleiner Franzose groß werden, genau wie sein Vater dort aufgewachsen war.

Nun ja, wenn ... wäre ..., dachte Chloe gelassen und blickte durch das Ladenfenster hinaus auf das vertraute Stadtbild: Die farbenfrohen Stände an der Rosemary Street hoben sich fröhlich von dem grauen Spätherbsthimmel ab, der sich düster über London ausbreitete. Direkt vor dem Laden draußen wurden köstliche reife Früchte und Gemüse in riesigen Körben zum Verkauf angeboten, und am benachbarten Stand wurden Nüsse und Gewürze aus großen Leinensäcken herausgeschaufelt. Daneben befand sich der größte Stand

der Straße, geführt von dem schweigsamen Bobby, mit seinem surrealen, seltsam faszinierenden Durcheinander von Schuhbändern, Kosmetikartikeln und Batterien. Dann kam der kleine, aber äußerst beliebte Thai-Curry-Imbiss-Stand, wo ständig drei große Töpfe mit verlockend duftenden Eintopfgerichten in der frostigen Luft dampften. Und dahinter schließlich Carols Blumenstand, der mit seinem Meer von Blüten und Knospen das Bild eines winzigen Garten Edens bot.

Chloe liebte diesen versteckten Winkel im südlichen London, und das nicht nur, weil sie hier aufgewachsen war. Sie war glücklich darüber, jetzt hier als Mutter mit ihrem Sohn zu leben, denn es war eine freundliche Umgebung, friedlich wie in einem Dorf. In diesem Viertel mit seinen Häusern im georgianischen Stil gab es elegante kleine Plätze und versteckte, üppig wuchernde Gärten. Alles, was Chloe brauchte, war dort vereint: ihr eigenes kleines Häuschen, das fröhliche, betriebsame Summen der Rosemary Street und, im Herzen des Viertels, der Mittelpunkt ihres täglichen Lebens, das *Bon Vivant*.

Plötzlich drang ein gallisches Brüllen an ihr Ohr, das so klang wie: »*Hé-ob! Chloé?*«

»Hmmm ... ja?«, antwortete Chloe. Bruno Balsan, Besitzer des Delikatessenladens und ihr Chef, stand neben ihr.

»Na, werden wir uns einig? Willst du mich heiraten?«, fragte Bruno mit dem kehligen französischen Akzent, der sich auch nach unzähligen Jahren in London nicht verloren hatte. Groß und breit-schultrig, ebenfalls in ein bretonisches Fischerhemd und Jeans gekleidet, sah der über fünfzig Jahre alte Bruno wie immer leicht geschafft aus. Bei seinem durchfurchten Gesicht musste Chloe unwillkürlich an ein verwittertes altes Haus denken.

»Also, ich weiß nicht. Allmählich kann ich mich mit dem Gedanken anfreunden«, erwiderte sie und grinste ihn an. »Frag mich morgen noch mal.«

»Das mach isch.«

Sie tauschten schon zwei Jahre lang Varianten dieses Dauerwit-

zes aus. Für Bruno waren Essen, Wein und Frauen das Wichtigste im Leben – ohne bestimmte Reihenfolge –, und er war der Meinung, dass ein bisschen Schäkern nicht verkehrt sein konnte. Mittlerweile empfand Chloe dieses fröhliche kleine Ritual sogar als ebenso tröstlich wie den einzigartigen Duftmix in Sallys Auto.

»ast du heute morgen schon die Käselieferung kontrolliert?«, fuhr Bruno geschäftsmäßig fort. »Isch kann den Vacherin Mont-d'Or und den Tomme de Savoie nischt finden. Und ein paar Kunden kommen 'eute extra deswegen vorbei, weißt du.«

»Ist alles angekommen«, erwiderte Chloe beruhigend.

Bruno fuhr sich mit einer Hand durch sein weiches graumeliertes Haar und nickte. Dann eilte er zurück in den Lagerraum.

Bruno und Chloe hatten sich von Anfang an gut verstanden, seit sie damals vor zwei Jahren zum ersten Mal den Laden betreten hatte und wegen des im Ladenfenster angebotenen Jobs nachgefragt hatte. »*Mignonne*, eine süße Maus«, hatte Bruno beim ersten Blick in Chloes apartes Gesicht gedacht. Ihre großen blauen Augen und die leicht zerzauste tizianrote Bob-Frisur hatten ihm sofort gefallen und auch der feminine Kleidungsstil der jungen Frau: das dunkelgrau-weiß karierte Kleid, das sich an ihren schlanken, zierlichen Körper schmiegte, die Stiefeletten und die kurze, braune Wildlederjacke.

»Ich habe früher in der Modebranche gearbeitet«, hatte Chloe ihm erklärt, »aber jetzt brauche ich eine Abwechslung.« Sie erzählte ihm nicht, dass sie sich seit ihrer Rückkehr nach London zu verwirrt und zu verletztlich gefühlt hatte, um sich wieder auf die verrückte Welt der Mode einzulassen. Stattdessen ergriff sie den Stier bei den Hörnern, blickte diesem etwas furchterregenden Franzosen in die Augen und gab frank und frei zu, dass sie keinerlei Erfahrung als Verkäuferin besaß, aber Frankreich und alles Französische liebe. Während sie sprach, hatte Bruno in ihrem Blick eine gewisse Entschlossenheit entdeckt, einen Ausdruck, der besagte: »Ich lasse mich nicht unterkriegen«. Er erkannte, dass sie nicht nur hübsch war, son-

dern auch Charakter besaß. Diese junge Engländerin erinnerte ihn ein wenig an Jeanne d'Arc, die französische Nationalheldin.

Dann hatte Chloe weiter erklärt: »Ich habe außerdem einen Sohn von zwei Jahren, der seit Kurzem in den Kinderhort hier um die Ecke geht. Ich komme also jeden Tag an Ihrem Laden vorbei, und ich würde wirklich gern hier arbeiten.«

Dann bestand Bruno seinerseits einen wichtigen Test.

Chloe hatte in den vergangenen zwei Jahren erfahren, dass es immer wieder schwierig und peinlich war, eine junge Witwe zu sein – oder vielmehr, dass die meisten Leute angesichts dieser Tatsache peinlich berührt reagierten. Wenn sie von ihrer Situation erfuhren, benahmen sie sich meistens, als hätte Chloe eine ansteckende Krankheit. Sie sprachen mit seltsam gedämpfter Stimme und zogen sich, so schnell sie konnten, von ihr zurück.

Außerdem scheute sie selbst davor zurück, das Wort »Witwe« in den Mund zu nehmen, denn sie assoziierte damit alte Frauen, für die das Leben vorüber war, schwarze Kleidung, Witwenrente. Das alles hatte nichts mit ihr zu tun. Sie hatte so wenig Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Antoines Ehefrau zu sein, und nun musste sie sich schon daran gewöhnen, dass sie seine Witwe war. In ihrer DVD-Sammlung gab es einen faszinierenden französischen Thriller mit dem Titel: *Die Braut trug Schwarz*. So etwa fühlte sie sich. Sie war eigentlich noch immer eine Ehefrau. Nur dass Antoine tot war, und sie zumindest bildlich gesprochen Schwarz trug.

Als Chloe bemerkte, dass Brunos dunkle, scharf blickende Augen kurz zu ihrem Verlobungsring und ihrem Ehering wanderten, die sie an einem Finger zusammen trug, erklärte sie ohne Umschweife: »Ich habe meinen Mann vor zwei Jahren verloren.« Eigentlich hätte sie das gern anders ausgedrückt, weil es ihren Seelenzustand besser beschrieben hätte: »Ich bin mit einem toten Mann verheiratet«. Denn genau so war es. Aber das brachte sie nicht über die Lippen, weil es gar zu schrecklich klang.

Bruno schien damals von ihrer Enthüllung nicht peinlich berührt. »Das tut mir aufrichtig leid«, hatte er mit nüchternem Ernst

erwidert und ihr dabei in die Augen geblickt. Sie hatten sich einen Augenblick lang wechselseitig gemustert, und Bruno, der seinem Instinkt vertraute, hatte bei sich gedacht »*Bon* – wir sprechen dieselbe Sprache.« Laut hatte er nur geknurr: »*Bon*. Wir wollen es versuchen.«

Und sie hatten es versucht und sich wirklich gut verstanden. Zwei Jahre später arbeitete Chloe noch immer im *Bon Vivant*. Bruno war ihr mit der Zeit ein guter Freund und für Nicolas so etwas wie ein Onkel geworden. Und weil er wusste, wie viel Chloe daran lag, das französische Erbe ihres Sohnes zu pflegen, sprach er zu ihrer Begeisterung mit dem kleinen Jungen nur Französisch.

Bruno konnte einiges von dem, was Chloe durchgemacht hatte, nachempfinden. Er war schon lange von seiner Frau geschieden, die in Frankreich mit seinem inzwischen erwachsenen Sohn Pascal lebte, und wusste nur zu gut, was eine schmerzhaft Trennung bedeutete. Vater und Sohn hielten zwar einen gewissen Kontakt aufrecht, doch sahen sie sich viel seltener, als Bruno es sich gewünscht hätte, und er litt darunter, dass er den größten Teil von Pascals Kindheit unwiederbringlich verpasst hatte.

Chloe liebte den Laden. Er erstreckte sich tief in das Gebäude hinein, hatte eine relativ niedrige Decke und weiß gekalkte Wände, an denen farbenfrohe Vintage-Poster hingen, die für Bahnreisen nach Nizza, Chamonix, Saint Tropez und zum Mont Blanc warben. Den vordersten Teil nahm der Delikatessenladen ein, mit einer Kühltheke, in der hinter Glas köstliche Käsestücke, Pasteten und Aufläufe lockten. Daneben standen mit französischen Lebensmitteln gefüllte Regale und große Körbe voll duftender Brote und leckerer Croissants. Im hinteren Teil befand sich das Café, mit richtigen Bistrostühlen und Tischen, die kirschrot oder hellblau beschichtet waren. Eine klug gewählte Mischung von alten Chansons und aktuellen französischen Popliedern trug das Ihre zu der besonderen französischen Atmosphäre bei. Die Stammkunden des *Bon Vivant* – eine bunte Mischung aus Markthändlern, Studenten, Rentnern und Yuppies mit ihren obligatorischen Laptops – hielten sich

gern dort auf, und sie waren für Chloe inzwischen fast so etwas wie eine Familie geworden.

Dann waren da die Mütter aus der näheren Umgebung, vor allem Chloes enge Freundinnen Sally, Kaja und Megan, die sie von den kleinen Parks und Spielplätzen her kannte. Chloe hatte dem *Bon Vivant* einen beträchtlichen Aufschwung beschert, als sie Bruno vorschlug, das Café um eine kleine Kinder-Spielecke mit Spielzeug und Kinderbüchern zu bereichern. Daraufhin hatte sich Brunos tägliche Kundschaft nahezu verdoppelt. Nun ja, die Arbeit war manchmal ermüdend, und Chloe war den ganzen Tag lang auf den Beinen, aber sie genoss die unbezahlbare Illusion, in Frankreich zu leben.

Sie genoss es auch, von Menschen und Gesprächslärm umgeben zu sein – in dem kleinen, geschützten Hafen der Rosemary Street spielte sich immer in der einen oder anderen Ecke irgendein menschliches Drama ab. Außerdem verhinderte der Kontakt mit anderen Menschen, dass sie sich in ihr Schneckenhaus zurückzog. Dafür blieb ihr an den Abenden, die sie mit Nicolas allein zu Hause verbrachte, immer noch genug Zeit.

Nachdem die schmerzlichen Erinnerungen an Paris allmählich mehr und mehr in den Hintergrund traten, konnte sie wieder mit Freude daran denken, wie wunderschön es im Burgund war und wie glücklich sie darüber war, dass Nicolas ein paar Wochen im Sommer dort bei seinen Großeltern in einer komplett französischen Umgebung verbringen konnte.

Aber nun hatte sie für sich und ihren Sohn ein Leben hier in London eingerichtet, und man konnte schließlich nicht an zwei Orten zugleich leben. Heimweh war eine komplizierte Sache, sagte sie sich selbst, während sie fachkundig die Hebel der Espressomaschine bediente.

Sie erinnerte sich daran, wie Philip der kleinen Tallulah (nach einem aufwühlenden Musikstück von Mahler) erklärt hatte, dass Heimweh eine besondere Art von Schmerz sei – das schmerzliche Verlangen, nach Hause zurückzukehren. Wie immer darauf aus, seiner Tochter möglichst noch ein Quäntchen Wissen in den Kopf zu

stopfen, hatte Philip den Bogen zur griechischen Mythologie geschlagen. Da hatte es einst einen Mann namens Odysseus gegeben, der jahrelang in der Welt herumgereist war, sich dabei aber voller Heimweh immer danach geseht hatte, nach Hause zu seiner Frau Penelope zurückzukehren, so erzählte Philip. Tallulah war allerdings zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich um *Mein kleines Pony* Gedanken zu machen, und bekam daher kaum etwas mit. Chloe aber hatte jedem Wort Aufmerksamkeit geschenkt, wenn sie auch kein besonderes Interesse an der *Odyssee* hatte. Dann hatte sie darüber nachgedacht, wie weit diese Geschichte auch für ihre eigene Situation Gültigkeit besaß.

Auch sie hatte sich vor fünf Jahren, nachdem sie Antoine verloren hatte, danach geseht, nach Hause zurückzukehren, und so hatte sie Paris verlassen und war nach London zurückgegangen, wo sie schließlich wieder auf die Beine gekommen war. Mit dem Erlös aus dem Verkauf der Pariser Wohnung und etwas von dem Geld, das Antoine ihr hinterlassen hatte, konnte sie ein Haus in der Nähe ihrer Eltern kaufen, ein nettes, kleines Haus, in dem Nicolas ein sonniges Zimmer bekam, mit einem Garten, in dem er spielen konnte.

Außerdem war Chloes Kontakt zu ihrem jüngeren Bruder James wieder enger geworden. Er war ein egoistischer junger Luftikus – tatsächlich erinnerte er sie an ihre eigene unbekümmerte, optimistische Art, bevor die Welt um sie herum zusammengestürzt war –, doch erwies er sich als guter, zuverlässiger Patenonkel für Nicolas.

Ja, dachte sie, während sie zwei perfekt gelungene Tassen Espresso über den Ladentisch schob und den Preis mit einem Klingeln in die Ladenkasse eintippte, ja, sie war nach Hause gekommen. Und trotzdem sehnte sie sich noch immer nach jenem anderen Ort. Jeden Tag aufs Neue empfand sie ein schmerzliches Heimweh nach Frankreich, das durch ihre äußerlich französische Lebensweise nur mühsam in Schach gehalten wurde.

Und sie wusste auch, warum sie so sehr an Heimweh litt, natürlich wusste sie es. Der Grund dafür war, dass sie nicht zu Antoine

nach Hause gehen konnte. Er war nicht mehr da. Er war nirgendwo. Und wo war dann ihr Zuhause?

Chloe stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. Es war sinnlos, sich mit diesen Überlegungen immer wieder im Kreise zu drehen. Sie hatte sich hier ihr Bett gemacht, und wenn es auch nicht das Traumbett schlechthin war, so lag sie doch immerhin ziemlich bequem darin.

Sie hörte, wie die Eingangstür des *Bon Vivant* sich klingelnd öffnete. Megan und Sally kamen mit ihren Babys herein, gerade rechtzeitig für Chloes Vormittagspause. Kaja folgte ihnen auf dem Fuß, und sie sah so jung und blond und fantastisch aus, dass es jedem männlichen Gast bei ihrem Anblick schier den Atem verschlug. Sie trug eine große Umhängetasche, aus der eine kleine Polizeiuniform herauslugte – Nicolas' Kostüm für das Krippenspiel im Kindergarten. Die gutmütige Kaja hatte einmal eine Bemerkung fallen lassen, dass sie ein wenig nähen könne. Tatsächlich war sie mit Nadel und Faden ziemlich geschickt und besaß obendrein ein sehr gutes Auge für Farben, so dass die Erzieherin ihr auf der Stelle die Kostümproduktion übertragen hatte. Im vergangenen Jahr hatte sie tagelang bis in die Nacht hinein gearbeitet, um dreißig kleine Karotten-Kostüme anzufertigen.

Vielleicht, dachte Chloe, während sie ihre Schürze abnahm und dann um den Ladentisch herumging, um sich zu ihren Freundinnen zu gesellen, vielleicht gab es gar keine ideale Lösung. Das Leben war voller Kompromisse, oder nicht? Und das Einzige, was wirklich zählte, war Nicolas. Er war bei ihr, er war gesund, und er war glücklich und zufrieden. Was wollte sie denn mehr? Genug damit. Chloe umarmte ihre Freundinnen und ließ sich nieder, um Megans süßes drei Monate altes Baby zur Begrüßung an sich zu drücken, und dann bei einem Kaffee ein kleines Schwätzchen zu halten.

Die Prinzessin aus dem Morgenland

Ja, das Leben war jetzt, fünf Jahre nach der Katastrophe in Paris, wieder in Ordnung, aber es hatte Chloe den größten Teil dieser fünf Jahre gekostet, um ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Und noch immer waren die Erinnerungen an ihre Rückkehr nach London und die darauffolgenden grausam düsteren, einsamen Zeiten in ihr lebendig.

Nicolas war schon zehn Monate alt gewesen, als sie endlich den Mut aufgebracht hatte, die nächstgelegene Spielgruppe aufzusuchen. Ihre Mutter, ihr Hausarzt und auch ihre psychologische Betreuerin hatten ihr damit in den Ohren gelegen – wie gut es ihr tun würde, einmal wieder aus dem Haus zu kommen, neue Leute kennenzulernen, wieder Anschluss zu finden.

Damals war Chloe sehr, sehr ärgerlich und wütend gewesen. Ihr Hausarzt schien immer nur ein krampfhaftes Lächeln für sie übrig zu haben, und ihre Mutter behandelte sie mit steter, kaum verhüllter Gereiztheit. Die Psychologin hingegen, eine burschikose Frau aus Liverpool mit dem Namen Stella, hatte sich als relativ hilfreich erwiesen. Zuerst hatte sie Chloe nur still zugehört, wie sie ihrem Zorn auf Antoine freien Lauf ließ – darüber, dass er einfach gestorben war und sie alleingelassen hatte –, und Chloe dann vorgeschlagen, ihre Gefühle, Wünsche und Erinnerungen aufzuschreiben, da das eine Hilfe sein könne, ihren Kummer ein wenig in den Griff zu bekommen. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Leben gnadenlos unfair war? Nun, all das in Listen zu ordnen, würde ihr helfen, eine gewisse Ordnung in das Chaos ihrer Gefühle zu bringen. Daraufhin hatte Chloe zunächst eine Liste geschrieben, dann noch eine, und schließlich Listen am laufenden Band, und es hatte ihr tatsächlich irgendwie geholfen. Aber sie hatte sich noch immer innerlich wie ausgehöhlt gefühlt.

Die Idee mit der Spielgruppe war ihr damals ziemlich sinnlos erschienen. Seit ihrer Rückkehr nach London und auch noch nach der Geburt von Nicolas hatte sie sich zuerst im Haus ihrer Eltern und dann in ihrem eigenen verkrochen. So oft wie möglich saß sie mit dem Baby im Garten und lauschte mit ihrem iPod einem Radiosender, bis das Weckersignal ihres Handys ihr sagte, dass es wieder Zeit war, dem Baby die Brust zu geben. Mehr wollte sie gar nicht.

Wozu sollte es denn gut sein, ihr schützendes Heim zu verlassen und sich in einen Raum voller Frauen samt Ehemännern und Partnern zu begeben, die sich wahrscheinlich alle kannten? Das war doch sinnlos und obendrein eine erschreckende Vorstellung.

Schließlich war es ihr schlechtes Gewissen, das sie veranlasste, ihre Meinung zu ändern. Damals, als die erste Welle der Verzweiflung und Hilflosigkeit sie übermannt hatte, war ihr klar gewesen, dass sie nicht die Freiheit hatte, Alkohol in sich hineinzuschütten oder von einer Brücke zu springen – sie war schwanger und musste für ihr Baby da sein. Doch nun packte sie die Furcht, sie könnte Nicolas zu einem Einzelgänger machen, wenn sie noch länger jeden Kontakt zu anderen Müttern und ihren Kindern scheute. Nicolas musste Freundschaften schließen, auch wenn sie selbst das nicht brauchte. Und so hatte sie um seinetwillen in den sauren Apfel gebissen.

Letztlich war sie heilfroh, dass sie sich dazu aufgerafft hatte, denn der erste Mensch, den sie unter all den erschöpft wirkenden Eltern und ihren hyperaktiven Sprösslingen erkannte, war ihre alte Busenfreundin Sally, die eine winzige und (selbst damals schon) pink gekleidete Tallulah auf dem Schoß hatte. Zuerst hatten sie sich verwirrt blinzelnd angesehen und konnten diesen glücklichen Zufall kaum glauben, dann waren sie sich in die Arme gefallen.

Die ihnen ungewohnte Umgebung hatte sie anfangs verunsichert. Einst waren sie auf schwindelerregend hohen Absätzen durch die Designerläden Londons gestöckelt, heute hockten sie in bequemen Jeans und Turnschuhen auf grellfarbigen, weichen Turnmatten, von Schlafmangel gezeichnet, und wippten zur Melodie von *Old MacDonald* vor und zurück.

Sally hatte sofort voller Überraschung und Sorge festgestellt, dass diese Chloe nicht im Geringsten mehr das aufgekratzte, unbekümmerte Partygirl war, an das sie sich von früher her erinnerte. Sie hatte noch immer ihre spektakuläre rote Mähne und dasselbe hübsche katzenhafte Gesicht, aber es schien all sein Leuchten und seine Farbe verloren zu haben. Chloe hatte etwas *Tragisches* an sich, gleichzeitig war jedoch nicht zu übersehen, dass sie mit unendlicher Liebe an ihrem kleinen Jungen hing, der mit seinem dunklen Haar und den ruhigen haselnussbraunen Augen keinerlei Ähnlichkeit mit seiner blauäugigen, rothaarigen Mutter hatte.

Sally, ihrerseits verheiratet und Mutter, hatte sich von der vordersten Front der Modewelt zurückgezogen und arbeitete als Redakteurin für das Hochglanzmagazin *Sparkle*. Auch sie hatte ihre Jungesellinnen-Bude gegen ein Haus eingetauscht, das – praktischerweise – nicht weit von Chloes Haus entfernt war. Auch sie hatte sich, nur aus anderen Gründen als Chloe, nach einigen ernüchternden Begegnungen mit Mitgliedern der »Birkenstock-Trampeltier-Brigade« zu Hause verkrochen.

»Ach Darling, das war so *tödlich* langweilig«, begann Sally in scharfem Flüsterton und schob ihre grasgrüne Turnmatte näher an Chloes türkisfarbene heran. »Ich war so scharf auf ein flottes Schwätzchen unter Mädels. Ein netter kleiner Tratsch über *Grazia* hätte mich richtig aufgemuntert, das kann ich dir sagen. Aber diese verdammten Muttertiere kannten nur zwei Themen, bei denen sie sich gegenseitig übertrumpften: Stillen und das richtige Pressen bei den Wehen. Die waren *richtig* zum Fürchten, Chloe. Wie die Gedankenpolizei! Es war einfach grässlich. Die haben mich mit ihren Ponchos eingekreist – ich hab keine Luft mehr gekriegt, konnte gar nichts mehr sehen! Dann haben sie mir die Leviten gelesen, weil ich das Stillen schon nach sechs Monaten aufgegeben habe – wie selbstsüchtig von mir! Eine hat sogar behauptet, dass Miss T. dadurch wahrscheinlich einen niedrigeren IQ bekäme und sich auch in körperlicher Hinsicht unterdurchschnittlich entwickeln würde. Also, ich musste fast lachen. Schließlich weiß doch jeder, dass Miss T. ein-

mal Premierministerin oder Miss Universum wird. Und danach haben sie mir das Gefühl gegeben, eine unmoralische Außerirdische zu sein, weil ich zugegeben habe, dass ich mir bei der Geburt eine Epiduralanästhesie habe spritzen lassen. Das war ja *sooo* selbstsüchtig von mir, nach nur drei Tagen grauenhafter Wehen, ohne dass mit der Geburt etwas voranging. Na ja, zum Teufel mit der ganzen Bande und zum Teufel mit ihren Birkenstock-Latschen«, hatte Sally ihren Sermon beendet, leicht außer Atem von ihrer Tirade, aber zufrieden darüber, dass es ihr gelungen war, ein kleines Lächeln auf Chloes Gesicht zu zaubern.

Nachdem ihre alte Freundschaft wieder aufgeblüht war, hatten Sally und Chloe die gesamte Gruppe bei den nächsten Zusammenkünften systematisch unter die Lupe genommen und Ausschau nach Müttern gehalten, die keine Moralapostel und keine Nervensägen waren. Letztendlich trafen Tallulah und Nicolas die Wahl für sie. Beide schien es – wie die Motten zum Licht – zu einer bezaubernd schönen, jungen Frau hinzuziehen mit großen grauen Augen, hohen Wangenknochen und weißblondem Haar. Sie saß immer irgendwo für sich alleine und hatte ein schüchternes kleines Mädchen auf dem Schoß, die Miniaturausgabe ihrer Mutter. Kaja.

Kaja war von Estland nach England gekommen, um bei ihrem Mann Steve zu leben, den sie vor wenigen Jahren in ihrer Heimatstadt Tallinn kennengelernt hatte. Sie hatte damals an der Universität von Tartu Geschichte studiert und war immer auf der Suche nach einer Möglichkeit, ein bisschen Geld dazuzuverdienen. Letztendlich hatte sie nur zwei Jobs zur Auswahl: sich als mittelalterliche Jungfer zu verkleiden, um für ein Restaurant am historischen Rathausplatz Werbung zu machen, oder mit einer Freundin zusammenzuarbeiten, die sogenannte »Herren-Wochenenden« für Engländer nach Tallinn organisierte.

Der Mittelalter-Job klang langweilig, der andere auch nicht besonders verlockend – schließlich nannte man diese Männermeuten nicht umsonst »Geile-Böcke-Touren«. Kajas Freundin aber sah das Ganze furchtloser, und es gelang ihr schließlich, Kaja umzustim-

men. Die Engländer wären gar nicht so schlimm, meinte sie, und es mache gar nichts, dass Kajas englischer Wortschatz nur aus »hello« und ihrem eigenen Namen bestand (Letzteres war allerdings nicht wirklich ein englisches Wort). Und überhaupt, mit all den *Paintball*-Spielen, den Kneipentouren und Besuchen von *Tabledance*-Clubs blieb sowieso kaum Zeit für Gespräche, in welcher Sprache auch immer. Alles, was sie zu tun hätte, war, die Getränke für die Männer zu bestellen, und, ja, natürlich, ihre beschwipsten Annäherungsversuche höflich lächelnd zurückzuweisen. Da diese Arbeit besser bezahlt war als der Jungfer-Job und da sie außerdem dadurch Gelegenheit bekam, mit ihrer Freundin zusammen zu sein, sagte Kaja zu.

An ihrem ersten Abend – an dem sie eine Gruppe von Männern begleiteten, die für ein Londoner Start-up-Unternehmen arbeiteten – hatte Kaja sich gegen jegliche rauen Wikinger-Manieren seitens der Engländer gewappnet. Und dann lernte sie Steve kennen.

Steve war nicht wie die anderen in seiner Gruppe, die sich nach einem gewissen Alkoholkonsum benahmen wie eine Herde schwerfälliger Büffel. Steve war der Jüngste, schlank, mit blondem Haar und einem warmherzigen, gewinnenden Lächeln. Sein Benehmen war höflich und aufmerksam, was Kaja trotz der Sprachbarriere sofort bemerkte. Und Steve hatte sich tatsächlich die Mühe gemacht, ein paar Wörter Estnisch zu lernen. Er unterhielt sich das gesamte Wochenende über mit Kaja und ihrer Freundin, stellte ihnen Fragen über ihr Land und erzählte vom Leben in London.

Am Sonntagmorgen, als alle anderen im Hotel ihren Rausch ausschließen, trafen Steve und Kaja sich zum Frühstück und machten dann einen langen Spaziergang durch die wie Zuckerbäckerwerk wirkende mittelalterliche Innenstadt von Tallinn, um sich einige der ältesten und schönsten Kirchen der Stadt anzusehen. Dann flog Steve wieder nach England zurück, aber er machte ihr über die darauffolgenden sechs Monate hinweg mit einem regen, verliebten E-Mail-Kontakt aus weiter Entfernung den Hof. Zunächst schrieb er in Englisch, ging aber in dem Maße, wie er allmählich Kajas schwierige Sprache lernte, immer mehr zum Estnischen über.

Durch diese ständige Korrespondenz hatten sich einige anfängliche Missverständnisse aufgeklärt. Zum Beispiel entdeckte Kaja zu ihrer Erleichterung, dass Steve nicht Astrologe war, wie sie zuerst verstanden hatte, sondern ein Meteorologe, der Wettervorhersagen machte. Dann war sie auf seine Einladung hin für ein Wochenende nach London geflogen, dann noch einmal und noch einmal. Ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung heirateten sie in dem kleinen Dorf in Estland, in dem Kajas Großeltern lebten.

Kaja war gern nach London gekommen, um dort zu leben. Es war so beeindruckend groß, und außerdem war sie schon lange von Kate Moss und der Königlichen Familie fasziniert. Und nun war ihr Töchterchen Triinu schon fast ein Jahr alt. Kaja tat sich noch immer mit dem Englischen schwer, während Steve mittlerweile fließend Estnisch sprach. Er hatte sogar die vierzehn Fälle der Sprache gemeistert und durch das Leben mit Kaja auch einige kulturelle Eigenarten angenommen. Er kannte die alten, estnischen Legenden und liebte es, sie Triinu zu erzählen. Es machte ihm Spaß, seine Landsleute darauf hinzuweisen, dass *Skype* tatsächlich ein estnisches Unternehmen war. Er fand, dass saure Sahne zu allem wunderbar schmeckte, und hatte überhaupt eine Vorliebe für säuerliche Speisen entwickelt. Außerdem war er genau wie seine Frau fest davon überzeugt, dass Estland den nächsten *Eurovision Song Contest* gewinnen würde.

Kajas berufliche Aussichten waren natürlich ein Problem. Mit ihrem estnischen Diplom für Geschichte konnte sie in London wenig anfangen. Unterrichten kam nicht in Frage, solange ihr Englisch noch so holprig war. Also genoss sie es zunächst, zu Hause zu bleiben und sich um ihre kleine Tochter zu kümmern, und Steve und sie schufen sich mit viel Heimarbeit ein gemütliches Familiennest in London-Süd. Kaja pflanzte Gemüse in ihrem Garten an und nähte Kleidung für das Baby. Steve, der Hobbyschreiner war, hatte ihr Ehebett und auch Triinus Wiege selbst gebaut.

Doch tagsüber, wenn Steve bei der Arbeit war, fühlte Kaja sich einsam. Steves Familie lebte in Yorkshire und war nicht besonders

begeistert von ihr gewesen. Sie hatte selbst keine Freundinnen und kannte nur Steves Freunde, die zwar nett waren, aber immer wieder ins Fettnäpfchen traten. Es ärgerte sie, wenn alle glaubten, Estland sei eine Art russische Provinz wie Sibirien, oder wenn sie von ihr erwarteten, dass sie Russisch sprach. Sie empfand ein wenig Heimweh und fühlte sich etwas verloren.

In der Spielgruppe waren ihr die beiden englischen Mums aufgefallen, die immer zusammensaßen – die große, schlanke Brünette mit den strahlenden Augen und dem heiseren Lachen und die andere, ebenso hübsch, mit Haar in der Farbe von Herbstblättern.

Waren sie Busenfreundinnen, diese beiden, oder sogar Schwestern? Die Rothaarige war etwas zu dünn und sah oft herzerreißend traurig aus, aber es heiterte sie auf, mit der Brünetten zusammen zu sein, das konnte man sehen. Und jedes Mal, wenn ihr Blick auf ihren Sohn fiel, strahlte ihr Gesicht. Kaja hätte schrecklich gern mehr erfahren, doch wie konnte sie sich diesen faszinierenden Mums nähern? Ihr Englisch war zu schlecht, sie brachte nicht den Mut dazu auf.

Wie sie ihre guten Freundinnen aus Kindheitstagen vermisste, die sie in Tallinn zurückgelassen hatte! Natürlich gab es Facebook, und sie loggte sich jeden Tag ein, schickte ihnen unzählige Bilder von sich mit Triinu im Arm vor dem Big Ben, vor dem Buckingham Palace oder, vielleicht am aufregendsten, vor dem riesigen, mehr als hundert Jahre alten Kaufhaus Harvey Nichols. Und die Mädels antworteten immer, fragten sie zum Spaß, ob sie Mr Bean in seinem kleinen Auto begegnet wäre, und schrieben, wie sehr sie sie beneideten, dass sie mit ihrem englischen Mann mitten in der Weltstadt London leben durfte.

Aber wenn sie sah, wie die dunkelhaarige Mum ihren Kopf zurückwarf und über etwas lachte, was die andere gerade gesagt hatte, wurde Kaja bitter klar, dass Freundschaft aus der Entfernung nicht das Gleiche war. Es fehlte die Spontaneität und die Wärme des unmittelbaren Kontakts.

Kaja war gerührt, wenn Nicolas und Tallulah zu ihr gekrochen

kamen, sie anstrahlten oder sogar gelegentlich auf ihren Schoß gehoben werden wollten. Sie nahm sie dann in den Arm und drückte sie herzlich, dann reichte sie sie mit einem höflichen Nicken und einem Lächeln wieder an ihre Mütter zurück.

Dann, eines schönen Tages, waren die beiden faszinierenden Mums gegen Ende der Spielgruppensitzung ihren Kindern gefolgt und hatten sich aus eigenem Antrieb zu Kaja gesetzt.

Daraufhin war zwischen den drei Frauen wie von selbst rasch eine Freundschaft entstanden, denn obwohl die junge Frau, der Sally den Spitznamen »Die Prinzessin aus dem Morgenland« gegeben hatte, nur wenig Englisch sprach, war in den stockenden, von viel Gestik und Mimik unterstützten, kichernden Unterhaltungen deutlich zu erkennen, dass sie jemand war, mit dem man seinen Spaß haben konnte.

Bald danach waren aus drei Freundinnen vier geworden. Wie die vier Jahreszeiten oder die vier Elemente. Oder die Beatles.

Es geschah an einem herrlichen, warmen Septembertag, als sich Chloe, Sally und Kaja schon frühmorgens am Spielplatz getroffen hatten, wie sie es damals, als die Kinder noch zu klein für den Kinderhort waren, bei schönem Wetter immer taten. Wenn man von seinem hyperaktiven Sprössling schon in aller Herrgottsfrühe aus den Federn gerissen wurde, dann tat es gut, nach draußen zu gehen und sich mit anderen Frauen zu treffen, denen es genauso erging. Der Spielplatz, so witzelten Chloe und ihre Freundinnen, war ihr Freiluftbüro. Sie waren sozusagen Kolleginnen, die neben dem Trinkwasserspender einen Schwatz hielten.

An jenem Tag kamen die drei Mütter, während ihre Sprösslinge in der Babyschaukel saßen, auf gutaussehende Männer zu sprechen. Sally meinte, dass es ganz schön schwer sei, in einer reinen Mütterwelt zu leben. Klar, der Spielplatz war ihr Büro, aber er hatte einen großen Nachteil: Es gab keine hübschen männlichen Kollegen weit und breit.

»Obwohl es da schon ein paar tolle Kerle für Mamis im Kinderfernsehen gibt«, warf Sally ein und gab Tallulahs quietschender

Schaukel einen Schubs. »Habt ihr gestern Abend Gene Hunt gesehen, wie er im Kinderkanal eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen hat? Alle Achtung.«

»Du meinst wohl Philip Glenister?«, erwiderte Chloe amüsiert.

»Ja genau, den. Na ja, egal, jedenfalls würde ich mich von dem jederzeit gern zu Bett bringen lassen, har-har-har!«, machte Sally mit einem lüsternen Glitzern in den Augen. »Und außerdem haben sie noch den Wie-hieß-er-noch von *Spooks* und *Pride and Prejudice* gezeigt.«

»Matthew McFadyen«, bot Kaja an. Sie war ein großer Fan von Kostümfilmern.

»Ja, genau. Mannomann.«

»Du bist ja mannstoll«, meinte Chloe und schüttelte den Kopf. »Das müssen deine Hormone sein. Sprich mal mit Philip – mit deinem Mann Philip, meine ich.«

»Ich mag ja vielleicht mannstoll sein, aber da bin ich nicht allein«, versetzte Sally leichtherzig. »Im *Mumsnet* ging es heiß her mit Anspielungen, von wegen was für ein superheißer Typ Sportacus in *Lazy Town* ist. Ich vermute, das liegt an seinem Schnurrbart.«

Alle lachten bei dem Gedanken an die harmlose Kinder-Comicfigur.

»Warum gibst du es nicht zu, *Sweetsallyhigh*?«, fragte Chloe und verriet damit Sallys User-Namen bei der Eltern-Plattform. »Du hast diese Anspielungen überhaupt erst in Umlauf gebracht.«

»Neeein! Wie kannst du nur so etwas denken?«

»Ich kann es, und ich tue es. Gerade jetzt denke ich es.«

Sally schloss die Augen. »Also gut, einen Augenblick. Ich versuche, ihn mir ohne Kleidung vorzustellen.« Sie öffnete kopfschüttelnd die Augen. »Nein. Der Schnurrbart würde mich abschrecken. Aber ich könnte ihn ja abrasieren. Außerdem ist er ganz schön kräftig gebaut. Und er beherrscht den Spagat.«

Chloe blickte lächelnd zu Nicolas hinunter, der vor Kurzem seinen ersten Geburtstag gefeiert hatte, und sie bedachte leicht überrascht, dass sie tatsächlich vergnügt war. Und das nicht zum ers-